Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Da ist kein Zweifel, die deutschschweizerischen Schulen tun nachgerade des Guten zuviel mit ihrer oft gerühmten „Pflege" der Fremdsprachen. Und der Kreis derer mehrt sich, die darüber den Kopf schütteln und sich fragen, was dabei denn eigentlich herauskomme. Nun, in der Regel ein oberflächliches bißchen Kellnerfranzösisch und Portierenglisch. Das nennt man dann euphemistisch schweizerische „Vielsprachigkeit", schweizerische Universalität. Während weitaus die meisten bei all ihrem „Welsch"-Geplapper auch nicht ein Fünkchen fremden Sprachgeistes erhaschen und dazu einem ganz unbegründeten Bildungsdünkel verfallen, der in Wirklichkeit auf ihr geistiges Leben lähmend wirkt. Und man komme uns nicht mit dem Vorwurf bildungsfeindlicher Enge. In solcher bewußt und willentlich einsprachiger „Enge" haben alle im höchsten Maße kulturschaffenden Völker ihre besten Kräfte gefunden und ihre herrlichsten Leistungen gezwungen. A. B.

Bücher.

Das Werden eines Optimisten.

In nachdenklichen Kreisen Englands vollzieht sich gegenwärtig ganz unverkennbar eine beträchtliche Sinnesänderung in bezug auf den „Friedensvertrag" von Versailles. Um diese Wandlung zu beschleunigen und um insbesondere die noch schüchterne Erkenntnis vieler Briten zu vertiefen, daß die Grundlage des Vertrages, Deutschlands ausschließliche Verantwortung für das 4½jährige Morden, hohl und brüchig ist, hat kürzlich Hamilton Fyfe ein sehr beachtenswertes Bekenntnis-Buch veröffentlicht: „The Making of an Optimist" (Leonhard Parsons, London. 279 Seiten. 12½ Shilling). Fyfe, der nach dem Zeugnis von Sir W. Robertson Nicoll „unfraglich einer der fähigsten und glänzendsten heutigen Schriftsteller" ist, gehörte viele Jahre dem Redaktionsstab der „Times" und „Daily Mail" an und er war vom Recht Großbritanniens, andere Völkerschaften — in ihrem Interesse — zu beherrschen, völlig durchdrungen. Kriege erschienen ihm unvermeidlich und „wahrscheinlich gesund", weshalb er z. B. Norman-Angell öffentlich bekämpfte. Und bei Kriegsausbruch war es für ihn unzweifelhaft, „daß alles Recht auf unserer Seite, alles Unrecht auf der anderen lag". Fyfes Erfahrungen auf vier Kriegsschauplätzen jedoch brachten allmählich einen bedeutenden Wandel seiner früheren Jingo-Ansichten zustande. Trotzdem leitete er vom Juli 1918 bis zum Waffenstillstand die Propaganda Northcliffes zur Unterwühlung der deutschen Widerstandskraft, denn damals glaubte Fyfe noch, daß die Alliierten den Wilson-Frieden der 14 Punkte durchführen würden. Versailles aber, „die schimpflichste Episode der Geschichte", sowie die verschiedenen Enthüllungen von Diplomaten und aus Geheimarchiven öffneten Fyfe vollends recht schmerzlich die Augen über den wahren Stand der Dinge und bekehrten ihn zu einem eifrigen Verfechter wirklicher Völkerversöhnung nach dem Grundsatz von „Leben und leben lassen."

Diesen Werdegang erzählt Fyfe schlicht, eindrucksvoll und gewinnend in seinem Buche voll schöner Menschlichkeit. Sehr wichtig sind darin diejenigen Kapitel, die von der Frage der Schuld am Kriege handeln. „Die Franzosen wußten nicht," schreibt Fyfe, „daß die Wahl des Präsidenten Poincaré als ein Triumph der Leute galt, die wollten, daß die Regierung „eine stolze Politik" befolgen solle. Im Zug, der die Senatoren und Abgeordneten von Versailles nach Paris zurückbrachte, waren viele, die sagten: „Das mag den Krieg bedeu-

ten." Aber das Volk wußte es nicht. Und ebensowenig wußten die Franzosen, daß die Regierung des Zaren eine geheime Verständigung mit Poincaré eingegangen war, der, ohne vom französischen Volk ermächtigt zu sein, versprochen hatte, daß Frankreich die Waffen mit Rußland gegen Oesterreich ergreifen werde, wann immer ein Konflikt ausbrechen würde. Ehe dies Versprechen gegeben war, hatte Rußland nicht auf die Unterstützung der französischen Heere zählen können für seinen Plan, mit Oesterreich „abzurechnen" und die herrschende Macht auf dem Balkan zu werden. Das französische Volk bildete sich ein, daß ihm die Verlängerung des Militärdienstes von zwei Jahren auf drei von Deutschland aufgezwungen worden sei. Es wäre erstaunt gewesen, zu erfahren, daß es sein Verbündeter Rußland war, der auf der Aenderung bestand. Auch hatten die Franzosen keine Ahnung, daß Frankreich in der diplomatischen Welt als die gefährlichste militaristische Macht galt." Dann heißt es weiter: „In Deutschland gab es Männer des gleichen Schlags, begierig, eine „politique fière" zu befolgen, um ihr Land gefürchtet zu machen. . . . Alle Nationen waren irregeführt und wurden betrogen. Keine von ihnen wußte, was ihre Herrscher taten." Und Fyfe hebt ausdrücklich hervor, daß dies in den angeblichen Demokratien genau so der Fall war wie in den autokratisch regierten Ländern. Seine Charakteristik Greys ist sehr bemerkenswert: „Unglückseliger Edward Grey! . . . Von dem Augenblick an, da er Minister wurde, war er ein Unstern . . . Wenige verstehen, was für Schuljungen-Begriffe von der Welt und ihren Bewohnern diese edle Stirne und diese tiefliegenden melancholischen Augen bargen . . . . Die Deutschen verstehen nicht, daß er eben ein Konfusionsrat war, ein schlecht unterrichteter, wohlmeinender Gentleman, untauglich für seinen Posten und gänzlich unfähig, das giftige Netz der Intrigen und diplomatischen Gepflogenheiten zu zerreißen, in das die europäischen auswärtigen Beziehungen verstrickt waren . . . wir sehen nun, daß das ganze System durch und durch schlecht war, daß alle auswärtigen Minister unehrlich waren und daß die regierenden Männer aller Nationen für den Krieg verantwortlich sind. Grey konnte nicht einsehen, und tut es heute noch nicht, daß ihm seine Duldung des Bruches der Algeciras-Akte ebensosehr zur Schande gereicht wie die Art, in der Bethmann-Hollweg den Einfall in Belgien verteidigte. Er würde böse, wenn man ihn beschuldigte, falsch gespielt oder einen Freund in einer Kleinigkeit getäuscht zu haben. Er vermag aber nicht zu begreifen, daß seine Täuschung des Unterhauses und der Nation gleich schimpflich war. Er bildet sich noch immer ein, er habe alles getan, um den Krieg zu vermeiden . . . und er wird nie begreifen, daß er, weil er nicht klar denken konnte, einer der Haupturheber des Krieges war."

Für den schweren russischen Anteil am Kriege findet Fyfe treffende Worte, und kennzeichnend für seine Gesinnung ist es, wie sehr ihn der Abfall Italiens vom Dreibund empörte. Fyfe weiß auch viel Aufschlußreiches zu berichten über den Eintritt Rumäniens in den Krieg, über die Furcht der Vereinigten Staaten vor dem Bolschewismus, über die grausame Behandlung der amerikanischen „conscientious objectors" (Kriegsdienst-Verweigerer aus Gewissensbißen) und über den wilden Haß der Amerikaner gegen die Deutschen; besonders möchte ich jedoch noch die Schilderung Nikolaus II., Rasputins und der religiös-irrsinnigen Zarin hervorheben, eine Schilderung, die in dem Buche des früheren russischen Diplomaten E. de Schelking, „The Game of Diplomacy" (Huntington, London 1918) im wesentlichen eine Bestätigung findet.

Es ist nur natürlich, daß Fyfe ein heftiger Gegner der Geheim-Diplomatie geworden ist. Die Rettung aus dem Chaos der Gegenwart erblickt er einzig in einer „innerlichen und geistigen Revolution".

Hermann Lutz.

Zu Robert Faesis Anthologia Helvetica.

„Und wenn sich Menschen verschiedener Zunge im staatlichen Zusammenleben vertragen, so werden es auch ihre Verse zwischen zwei Buchdeckeln tun..." Diese Rechtfertigung einer schweizerischen Anthologie, wie sie im Nachwort zu der Sammlung versucht wird, ist doch nur auf den allerersten Blick zwingend. Wenn hier allerdings Welsch und Deutsch, in graziöse Lettern gebannt, nicht zu parlamentarischen Redeschlachten, nicht zu Zeitungsfehden einander gegenübertreten können, wenn sich hier deutschschweizerische und romanischschweizerische Dichtung, nur durch ein dünnes, schneeweißes Papierwändchen geschieden, notgedrungen verträglich zwischen zwei Pappdeckel zusammenschmiegen ließen — ein Buch von einigermaßen einheitlichem Charakter war damit nicht gegeben. Ja, wenn sich da politische, patriotische Lyrik zusammengefunden hätte, in der sich der Poet als „Zoon politikon" ausleben darf! Aber Faesi hatte sich selbst höhere Ziele gesetzt, hat seine Auswahl ganz nach künstlerischen Maßstäben getroffen. Und so verlockend der Wunsch erscheinen mußte: Einmal das lyrische Hab und Gut unsrer gesamten Schweiz zusammengeschocht zu sehen und so verlockend der geschmackvolle Band nach der blätternden Hand ruft — diesem Beieinander von alemannischer und welscher Dichtung haftet etwas Aeußerliches an, diese Anthologia Helvetica bleibt ein interessantes Kuriosum und erweist auch ihrerseits wieder das Gerede von einer „schweizerischen Kultur" als Phrase.

Genug, der Wurf ist gewagt, das Buch geworden. Der Löwenanteil des Raumes ist billigerweise der deutschsprachigen Dichtung zugewiesen. Da freuen wir uns uneingeschränkt der einleitenden Sammlung historischer und mittelhochdeutscher Lyrik, insbesondere aber des schönen Volksliederstraußes, sämtlich in ursprünglicher Fassung. Es tut wohl, heute wieder so markigen Tönen zu lauschen, wie sie das alte Tellenlied vernehmen läßt:

Von der eidgnosschaft so wil ich heben an,
des glichen hort noch nie kein man;
in ist gar wohl gelungen,
si han ein wisen festen pund;
ich wil üch singen den rechten grund,
wie die eidgnosschaft ist entsprungen.

Ein edel land, guot recht als der kern,
das lit beschlossen zwischen berg
vil fester dann mit muren.
do huob sich der pund zuom ersten an,
sie hand den sachen wislich getan
in einem land, heißt Ure.

Den alten Volksliedern reiht sich die zeitgenössische Mundartdichtung natürlich an, die mit weisem Bedacht gesichtet ist. Aber Paul Hallers „Juramareili", das trotz der epischen Form hieher gehört, hätte nicht übergangen werden dürfen! Unsre neuere Lyrik führen die Dichter des 18. Jahrhunderts von Albrecht von Haller bis auf Emanuel Fröhlich in stattlicher Vollzähligkeit an. Als bewährte Kerntruppen kommen darauf die großen Eidgenossen des Neunzehnten ausgiebig zu Wort. Mit geschickter Hand hat Faesi die Auslese und damit die Konturen dieser bedeutenden Poetenköpfe getroffen. Ganz besonders glücklich ist das Wesentliche und Bezeichnende aus dem lyrischen Werk Kellers und Spittelers herausgehoben. Gerne treffen wir auch Widmann und vor allen Adolf Frey in dieser erlauchten Gesellschaft.

Mit gemischtem Empfinden aber wendet man die anschließenden Blätter um, die den Jüngern und Jüngsten die Ehre antun. In diesem Bereich war dem persönlichen Urteil des Herausgebers naturgemäß Entscheidendes anheimgestellt. Die Aeltern unter den Lebenden (Spitteler ist längst in die Ruhmessonne der anerkannten Großen getreten), Hofer und Huggenberger — und nur diese — dürfen sich als erprobte Nachhut hinter den Führern halten. Jedem Unbefangenen aber muß sich der große Abstand der meisten Lyriker unsrer Tage von jenen Meistern aufdrängen. Daß das Werturteil des literarischen Zürich (das doch nicht so aus-

schließlich die literarische Schweiz darstellt, wie es vielleicht wähnt) unverkennbar hervorschimmert, ist weiter nicht erstaunlich. Doch war hier äußerste Zurückhaltung wünschenswert, und die gebotene Lese muß sich jedenfalls gefallen lassen, daß sie als charakteristische Kostprobe heutiger deutschschweizerischer Lyrik genommen wird. Und als solche ist sie in manchem Betracht interessant und reizt zu literaturgeschichtlichen Erörterungen.

Wenn wir uns da in Versklänge unter bekannten Verfassernamen wie Pulfer, von Meyenburg, Steinberg, vertiefen:

Kraft, Fülle, keimendes In-sich-Verweilen,
Gabst du, Beladener, den ich verehre;
Aus deinem Wesen strömt die reinste Lehre,
Du bist die Frucht, das morsche All zu heilen.

. . . . . .

Die Vorstadtäcker sind erschlafft
Wie das Proletariat,
Dem Arbeit, Not und Schwangerschaft
Die magre Brust zertrat.

. . . . . .

Und das Volk schrie auf wie tausend Stiere,
Wie ein Fluß, der seinen Damm durchbrochen,
Strömten sie zu ihm, der sie gerochen
Und befreit von jenem Riesentiere.

. . . . . .

dann können wir oft der Frage nicht ausweichen, was diese Lyrik noch an Gemeinsamem verbindet mit der vielgerühmten, eigentlich alemannischen Bildkraft und weltfrohen Gegenständlichkeit unserer deutschschweizerischen Großen. Allem geistigen Internationalismus zum Trotz macht sich nun einmal in der Lyrik die Stammesurart weit mehr geltend als der Dichter vielleicht weiß und will. Keller, Meyer, Spitteler und Adolf Frey, alle haben sie, ungeachtet der notorischen Verschiedenartigkeit ihrer Poetenpersönlichkeiten, ein gemeinsames Schweizerisches an sich, nicht in politischer Hinsicht, sondern in jenem weitern Sinn, den der sonst so universal gerichtete Hebbel im Auge hat. („Die Lyrik ist noch weit mehr als Drama und Epos National-Ausdruck eines Volkes.") Aber wie manche Seite modernschweizerischer Dichtung in dieser Anthologia Helvetica könnte ebensogut wie zwischen Rhein und Rhone irgendwo in Rußland, Italien oder Palästina entstanden sein!

Die Politiker, die über andern Seiten dieser Zeitschrift walten, werden hier vielleicht lächeln und an allerlei größere und tiefere Zusammenhänge denken, die sie besser überschauen mögen. Aber dürften wir mit dieser Volkfremdheit der heutigen Schweizerlyrik deutscher Zunge nicht die betrübliche Tatsache in Beziehung bringen, daß die Anteilnahme an literarischen Dingen sich auf immer engere „Fachkreise" beschränkt? Oder sollte sich da eine andre Erscheinung unsrer kulturell ja herrlich weit fortgeschrittenen Zeit auswirken, eine Erscheinung, die auch bei uns in der Schweiz feststeht: daß nämlich immer ausschließlicher Kritik um der Kritik willen geübt wird? Der begabte und sicherlich gefühlstiefe Karl Stamm ist in dieser Richtung ein Musterbeispiel. Ob er nicht vielleicht der Kritik, der gefürchteten, umbuhlten, zuliebe das jetzt eben meistgeschätzte Rednern, Schreien und Schluchzen gepflegt hat? Man stellte ihn dafür Goethe und Mörike an die Seite, aber gerade in dieser Anthologie springt seine gestalterische Ohnmacht gegenüber einem Keller, einem C. F. Meyer besonders in die Augen. Spätere Jahrzehnte werden da unerbittlich richten.

Auch der romanische Teil läßt schon bei raschem Durchfliegen sorgsame Sichtung, wohlbedachte Anordnung und eine erstaunliche Vollständigkeit erkennen. Vier lateinische Gedichte aus dem Kloster St. Gallen gehen einem schönen Schärlein welscher Volkslieder voran. Reich bedacht sind die poètes romands von Rousseau bis auf die Jüngsten, und der Blütenlese tessinischer Lyrik, in der Chiesa Farbe und Fülle bestimmt, fügt sich endlich gar noch ein Büschel rätoromanischer Gedichte

in Romantsch und Ladin an. Wie weit in diesem Teil das Typische zusammengetragen ist, darüber mögen die Romanisten urteilen.

Staunend überblicken wir die Mannigfaltigkeit allein schon der Sprachen und Mundarten, die sich in diesem Spiegel schweizerischer Dichtung zusammenfinden. Aber in unsern Stolz auf diesen sprachlichen Reichtum der Schweiz mischt sich über diesem Buch ein unabweisbares Unbehagen wie etwa beim Anhören einer in verschiedenen Idiomen durcheinander lärmenden Volksmenge. Man wird dem Herausgeber das Zeugnis ungewöhnlich vielseitiger Kenntnis des weitschichtigen Stoffes und umsichtiger Zusammenordnung nicht versagen können. Nur mag man sich fragen, wem eigentlich diese Anthologie dienen soll. Wissenschaftlichen Zwecken konnte sie nicht genügendes Material bieten, und daß sie Deutsch und Welsch in der Schweiz etwas näher bringe, können wir vorerst bloß wünschen und erwarten.

A. B.

Ues unserer Franzosezit.*)

Marie Hart ist schon längst auch über die Grenzen ihrer elsässischen Heimat hinaus als die beste und feinste Erzählerin in elsässisch-alemannischer Mundart bekannt. Ihr Stoff ist ja nicht weit her geholt, er stammt aus ihrer nächsten Umgebung, den kleinen, engen Verhältnissen des elsässischen Landstädtchens, der ehemaligen Residenz eines kleinen deutschen Territorialfürsten. Aber all das Kleine, Enge, Schlichte ist mit so feinem Wirklichkeitssinn, mit so scharfer Beobachtungsgabe gesehen und geschildert und dabei von so liebenswürdigem, sonnigem Humor verklärt, daß man diese Bilder der kleinen, von echtestem Goldglanz gemütvollster Poesie umflossenen Welt nicht so leicht wieder vergißt. Dies gilt ganz besonders von dieser letzten Gabe der elsässischen Dichterin: Üs miner Franzosezit. Man kann sie ohne weiteres neben die gleichnamige Erzählung des plattdeutschen Dichters Fritz Reuter stellen, mit dem die Erzählerin auch sonst viel gemein hat, und unsere Elsässerin beweist, daß man aus dem alemannischen Dialekt unterelsässischer Färbung mindestens soviel Gemüt, Schalkhaftigkeit, Seele, Humor herausholen kann, als aus dem mecklenburgisch-pommerschen-Platt.

Die Umwälzung nach dem Waffenstillstand vom November 1918 hat bekanntlich einen tollen Wirbel in dem krankhaft erregten, kriegsmüden Lande erregt, und nun alle die sich jagenden Bilder von Niedertracht und Gemeinheit, Verlogenheit und Heuchelei, Feigheit und Denunziantentum, Komik und Tragik wie in einem Spiegel aufzufangen und dem eigenen Volke vorzuhalten, das war die Absicht der Verfasserin. Sie selbst wurde auch ein Opfer der durch die Franzosen und ihre Parteigänger im niedern und obern Pöbel aufgepeitschten Volksleidenschaften. Sie hat dann die Folgerung daraus gezogen und den Staub ihrer Heimat von den Füßen geschüttelt, und mit so vielen Altelsässern, die seit Urväterzeiten in dem elsässischen Boden wurzelten, ist auch sie über den Rhein gegangen. Kein Wunder, daß die französische Regierung das Buch als staatsgefährliche Literatur von den Grenzen fernzuhalten suchte und verboten hat. Aber die Elsässer müßten nicht Elsässer sein, denen die verbotenen Früchte gerade am besten schmecken und die ihre besondere Freude haben, sich selbst zu ironisieren, daß sie jetzt nicht erst recht das verbotene Buch mit Begier suchen und lesen. Man hat jetzt schon die nötige Distanz von der Vergangenheit, daß man die Bilder des Taumels, der mit dem Franzoseneinzug platzgegriffen hat, mit innerer Heiterkeit — und auch mit Beschämung genießen kann, wenn auch die Franzosen da anderer Meinung sind und die Novemberstimmung von anno 18 jetzt nicht durch Lächerlichmachung verleugnet haben wollen.

*) Üs unserer Franzosezit, von Marie Hart. Stuttgart 1921. Verlagsanstalt Greiner u. Pfeffer.

Köstlich ist, wie nun der ganze tolle Spuk jener Tage, wie er in den Klassifizierungs-, Säuberungs-, Absetzungs- und Ausweisungsaktionen stattfand, an dem Beispiel der gut elsässischen Familie Redslob-Hemmerle veranschaulicht wird. Die Schilderung über d' cartes d'identité und d' commissions de triage sind Kabinettsstücke humoristisch-sarkastischer Erzählung. „Im Dezember kommt e Verordnung herüs, daß d' ganz Bevölkerung von Elsaß-Lothringe in vier Klasse geteilt wird. 's däri kener mehr herumlaufe, wer net wie e Hammel mit 'me Buestawe gezeicht isch.

1tes Carte A — reini Elsässer, die nuer keltisches Bluet in de Odere han.
2tes Carte B — Mischlng, verhaßti Produkt üs eren unnatierliche Hierrot zwischen'men Elsässer un ere Ditsche, oder em e Ditsche un ere Elsässere.
3tes Carte C — Neutrali
4tes Carte D — Ditschi Schwowe! Boches! Enfin, d'r Üswurf d'r Menschheit! Dies sin d' cartes d'identité!"

In der der Ausreise vorangehenden Nacht vergegenwärtigt sich ein Glied der Familie Redslob noch einmal das Geschehene. Warum das alles? Warum jetzt über den Rhein gehen?

„Könnte mir jetzt nit au herumlaufe mit tricolore-Bändele, un e Freid an de Franzose han, wie soviel andere? W'rum isch's Clara e so ditsch g'sinnt? W'rum het's in d'r commission de triage nit g'sait, daß es liewer de Franzose dient als de Ditsche? Hätte m'r nuer e bissele „Vive la France" gefrische, wär alles guet gewenn.

Aber d'r Kern vu d'r Sach isch dies: m'r sin zen ehrlich! M'r könne net mitlueje u nit mitbetruje, denn e Löjen isch's, daß m'r bedrückt sin g'sin un e Löjen isch's, daß m'r achtevierzig Johr uf d' délivrance gewart han! Im Gegeteil, m'r sin guet g'stande mit de Ditsche; woher kämte denn schuesch die viele B-Karte? Sie han uns en usgezeichneti Verwaltung genn, m'r han gueti Schuele g'het, e guet's Gericht un muschterhafti Verkehrsverhältnis." Vom Phantesiebild üs de französche Bucher heißt es: „l'Alsasien doux et fier, qui porte la tête haute sous la main de fer des Allemands, ce regard toujours fixé vers la France — „dene wölle se-nn emol unter unsere Büüre sueche. Drum glaubt awer doch d' ganze Welt dran, un m'r kann gar nit oft genue ruefe: Es isch nit wohr!! Ditsch sin m'r! Ditsch isch unseri G'schicht, unseri Art, unseri Gewohnheite! Ditsch sin unseri Büürehieser, unsere Buecher, unsere Musik! Singt unser Volik französche chansonnettes oder ditschi Lieder? Awer jetz isch dies alles nimmi wohr. Jetz sölle m'r uf einmol e französchs Volik sin un mit de Ditsche nix gemein han. Un wiel mir die Lueje nit mitmache könne, gehn m'r jetz üwer de Rhin!" Aber als d'r Zugg langsam üwer de Rhin fahrt — der isch dohere g'schwomme in luter Sonneschien — do han m'r bitterlich anfange griene . . . noch e Glitzere vom Rhin, noch e lesch e Blick uf's Münster, un 's Elsaß verschwindet hinter uns. An alle Bahnhöf sieht m'r d' erischte Rose, d'r Holder bluehjt, d' Lit mache Hei uf de Matte, grad wie bi uns.

D'Aue voll Träne un 's Herz voll Weh, un doch wie erlöst vom e schwere Alp, so fahre m'r in's Ditschland nin, ere dunkle, ungewisse Zuekunft ergeje." —i—

Freie Schule oder Staatsschule?*)

Der Forscher, der seine Studien zunächst der mittelalterlichen Handelsgeschichte gewidmet hatte und dann die gewaltigen Fragen des Weltkrieges in großer Ueberschau behandelt hat, wendet sich hier dem innerstaatlichen Problem des Verhältnisses der Freien Schule zur Staatsschule zu. Mit Recht hebt er hervor, daß „erst in unsern Tagen sich die moderne Staatsidee in ihren vollen Konsequenzen auszuwirken versucht". Man könnte darin einen Widerspruch zu dem Umstand finden, daß der marxistische Sozialismus das Ueberflüssigwerden des Staats mit dem Sieg des Proletariats, der sich heute an manchen Plätzen einstellt, verheißen hat und nur für eine Uebergangszeit den Staat noch bestehen lassen wollte. Allein man kann umgekehrt sagen, daß gerade jetzt sich das kund tut, was Marx dem alten Staat, dem der „Bourgeoisie", zum Vorwurf machte: ein Mittel der Ausbeutung in der Hand herrschender Parteien zu sein. Eben auch auf dem Gebiet des Schulwesens beobachten wir vielfach diesen Vorgang. Ueberall treten heute Bemühungen hervor, den Geschichtsunterricht der Staatsschule ganz parteimäßig zuzustutzen. Den Religionsunterricht will man entweder beseitigen oder nach einem bestimmten Parteischema gestalten oder durch einen sogenannten neutralen Moralunterricht ersetzen, der tatsächlich dann doch wieder keineswegs neutral, sondern gleichfalls sehr parteimäßig gehandhabt wird. Zwischen diesem und dem frühern konfessionell-kirchlichen Schulsystem gibt es eine Reihe von vermittelnden Systemen, die ihre Charakteristik dadurch erhalten, daß sie mehr oder weniger gleichgültig oder freundlich sich etwa zum kirchlichen Religionsunterricht stellen. Ein Lösungsversuch ist der, daß man den Religionsunterricht den Kirchen überläßt und daß der Staat für die Religionsstunden die Schulräume unentgeltlich zur Verfügung stellt. Scheinbar ist dies etwas ideales, und dieser Vorschlag erfreut sich auch der Beliebtheit weiter Kreise. Tatsächlich kann es nur ein Notbehelf sein. Denn mit der Ueberweisung eines einzelnen Fachs an eine Gemeinschaft wird die Aufgabe, eine Erziehungsschule zu schaffen, nicht gelöst, sondern erschwert. Die so eifrig geforderte neutrale Schule, deren Idee auch jenem Vorschlag zugrunde liegt, müßte nicht nur religiös-neutral, sondern folgerichtig weltanschauungsneutral sein. Aber das wäre — sagt Bächtold treffend — „sicherlich keine Erziehungsschule mehr. Denn kein Lehrer, der nicht auf dem festen Boden einer bestimmten Lebensauffassung steht, kann Erzieher sein. Diese Schule müßte sich beschränken auf die Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten an die Schüler; sie verfiele der seelischen Dürre und könnte nimmermehr als Schulideal gelten."

Bächtold sucht die Lösung der Schwierigkeiten in der gesetzlichen Anerkennung der freien Schule neben der Staatsschule, wobei jedoch dem Staat eine allgemeine Kontrolle der freien Schule eingeräumt bleibt. Die Schrift zeigt den Weitblick und das Gerechtigkeitsgefühl des Historikers, warme Liebe für das Volk, unbeirrbaren Wahrheitssinn und zugleich einen glücklichen Blick für das Erreichbare. Auch wer im praktischen Ziel nicht mit B. übereinstimmen zu können meint, wird die Schrift schätzen als Schilderung der Art, wie moderne Bestrebungen sich der Staatseinrichtungen zu bemächtigen suchen. B. F.

*) Hermann Bächtold, Freie Schule oder Staatsschule? Eine Frage an christliche Eltern. Basel 1921, Verlag der Buchdruckerei Werner-Riem. 47 Seiten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstr. 66. — Druck: Buchdruckerei zur Alten Universität, Zürich.
Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrechte vorbehalten.